

Prolog: Das große dicke Schwein

Im Februar 2004 besuchte ich *Manuel Ijuma*¹, den Präsidenten einer indigenen Organisation der Cocama-Cocamilla, die im und um den Nationalpark Pacaya Samiria siedeln. Dieses Naturschutzgebiet erstreckt sich über eine Fläche von zwei Millionen Hektar im Nordosten des peruanischen Amazonasgebietes. Bereits in den 1940er Jahren erklärte die peruanische Regierung Teile Pacaya Samirias zur Schutzzone, um den Bestand des Paiche-Fisches künstlich zu vergrößern. In den 1960er Jahren wurde das Gebiet erweitert und verschiedene, vom Aussterben bedrohte Tierarten unter Schutz gestellt. Holzschlag, Fischerei und Jagd zu privaten Zwecken waren von nun an untersagt. Nur staatliche Unternehmen erhielten die Erlaubnis, die Ressourcen des Gebietes – unter anderem Erdöl – abzubauen bzw. zu fördern. Auch gegenwärtig gibt es noch Bohrstationen in Pacaya Samiria, die zwar nicht in Betrieb sind, aber jederzeit genutzt werden könnten. Zudem dringen Holzfäller- und Tierfängerbanden auf Grund mangelhafter Kontrollen von staatlicher Seite nahezu ungehindert in das Gebiet ein.

Im Februar 2004 war Manuel Ijuma seit gut sechs Monaten Präsident der indigenen Organisation. Der Mitte Vierzigjährige lebte zusammen mit seiner Frau, seinen fünf Töchtern und drei Enkelkindern in einem 340-Seelen Dorf, gelegen in unmittelbarer Nähe des Nationalparks. Als Kind hatte er sechs Jahre lang die Schule besucht, später den Militärdienst absolviert und ein Jahr für eine Ölfirma gearbeitet, bevor er versuchte, mit dem erwirtschafteten Geld eine Rinderzucht aufzubauen. Dieser Versuch war gescheitert. Seitdem lebten Manuel Ijuma und seine Familie weitestgehend von der Subsistenzwirtschaft. Bevor Manuel Ijuma Präsident der indigenen Organisation wurde, hatte er in seiner Gemeinde das Amt des Dorfvorstehers inne.

1 Personennamen geändert.

Die Siedlung liegt anderthalb Schiffstagesreisen entfernt von Iquitos, der Hauptstadt der Region Loreto, zu der Pacaya Samiria gehört. Von dort brach ich am 18. Februar 2004 auf. Ich war erst vor kurzem im peruanischen Tiefland angekommen, und dies sollte mein zweiter Besuch einer lokalen Indianerorganisation sein. Leider hatte ich dem Präsidenten der Organisation meinen Besuch nicht ankündigen können, da ich ihn per Funk nicht erreichen konnte. Mitarbeiter einer spanischen Entwicklungsorganisation nahmen mich mit ihrem Schnellboot mit. Sie wollten indianische Gemeinden innerhalb des Naturschutzgebietes besuchen. Während der Fahrt machten sie mich mit den ihrer Meinung nach wichtigen Besonderheiten des Wohnortes von Manuel Ijuma vertraut: Der Ort diene Holzfällerbanden als Ausgangspunkt für Aktivitäten im Naturschutzgebiet. 1998 war es zu einem Zwischenfall in einer Kontrollstation des Nationalparks gekommen: Bewaffnete, illegale Holzfäller hatten die diensthabenden Wächter erschossen. Die Täter wurden in Ijumas Gemeinde gestellt, woher einige unter ihnen angeblich auch stammten. Viele Dorfbewohner hätten Alkoholprobleme und hätten sich in der Vergangenheit als »wenig kooperativ« erwiesen, weshalb sie bei internationalen Entwicklungsprojekten, die in diesem Gebiet in indianischen Gemeinden durchgeführt wurden, meistens nicht berücksichtigt worden seien. Kaum jemand im Dorf würde sich zudem selbst als Cocama-Cocamilla bezeichnen.

Am frühen Nachmittag legten wir am Hafen des Ortes an. Neugierige Blicke begleiteten unsere Ankunft. Gleich neben der Anlegestelle befand sich eine Kneipe, an diese schloss sich eine heruntergekommene Herberge an. An den Tischen, die vor der Kneipe aufgestellt waren, saßen eine Handvoll Menschen, die zu dieser Stunde des Tages nicht mehr alle ganz nüchtern schienen. Ein älterer Mann stand jedoch gleich bereitwillig auf, um mich zum Haus von Manuel Ijuma zu begleiten. Dieses lag am anderen Ende des Dorfes am Fußballplatz, nur fünf Minuten Gehzeit vom Hafen entfernt. Auf dem Weg zählte ich zwei weitere Kneipen. Als wir an dem halb offenen, auf Stelzen gebauten Holzhaus mit Palmdach ankamen, begrüßte uns ein etwa 16-jähriges Mädchen, das mit einem Baby im Arm in einer Hängematte lag. Neben ihr saß ein etwa 14-jähriges Mädchen auf einem Stuhl. Auf Geheiß meines Begleiters erhob sich das auf dem Stuhl sitzende Mädchen und machte sich auf die Suche nach ihrer Mutter, die, wie sie sagte, auf dem Feld sei, um Maniok zu ernten. Der Vater repariere sein Boot und käme erst abends zurück ins Dorf.

Kurze Zeit später erschien Soledad², die Frau des Präsidenten der Organisation der Cocama-Cocamilla. Sie stellte ihren prall mit Maniokwurzeln gefüllten Korb in der Küche ab und begrüßte mich freundlich. Noch bevor ich meine Entschuldigung für diesen unangekündigten Besuch zu Ende vorbringen konnte, unterbrach Soledad mich mit einer schnellen Handbewegung:

2 Personennamen geändert.

Strahlend erzählte sie mir, dass sie von meinem Kommen geträumt hätte. Erst gestern sei ihr im Schlaf ein großes dickes Schwein erschienen. Dieser Traum bedeute, dass man Besuch bekäme. Das habe ihr Vater ihr erzählt.

Soledads Mann Manuel kam am frühen Abend nach Hause. Er schien weniger euphorisch als seine Frau ob meiner Ankunft. Ich verwies auf den Traum seiner Frau, hielt ihm aber gleichzeitig ein Empfehlungsschreiben des Präsidenten eines regionalen indianischen Dachverbandes hin, dem Manuels Organisation angehörte. Nach einem kurzen Blick auf das Papier lud Manuel mich ein, in seinem Haus zu übernachten. Ich erzählte ihm, dass ich mehr über die Arbeit des Zusammenschlusses der Cocama-Cocamilla erfahren und zu diesem Zweck gerne mit ihm auch einige der Mitgliedsgemeinden bereisen würde. Er schien wenig begeistert von dieser Idee.

Am nächsten Morgen erhielt ich eine Ahnung, warum ihn mein Plan vielleicht mit gemischten Gefühlen erfüllte: Manuel führte mich in eine halb zerfallene Hütte, die neben seinem Haus stand. Ein Regal und ein Tisch schmückten als einzige Möbelstücke den tristen Raum, dessen zementierter Boden mit kleinen Pfützen bedeckt war. »Die ehemalige Grundschule des Ortes«, erklärte Manuel und wies dann mit dem Finger auf ein Zementhaus mit Wellblechdach und winzigen Fenstern auf der anderen Seite des Fußballfeldes: »Dort steht die neue Schule, aber momentan haben wir mal wieder Probleme mit dem Lehrer. Der erscheint nur selten zum Unterricht.« Dann zeigte Manuel auf eine Reihe von Aktenordnern, die ihm sein Amtsvorgänger nach der Wahl zum Präsidenten ausgehändigt hatte. Es waren dreizehn an der Zahl – fast alle leer. Manuel erläuterte dazu: »Vor mir kamen alle Präsidenten der Organisation und die meisten der zehn Ressortchefs aus zwei aneinandergrenzenden Gemeinden innerhalb des Naturschutzgebietes. In einer von beiden hatte die Organisation bis zu meiner Wahl ihren Sitz.« 1992 wurde der Zusammenschluss gegründet. Die Organisationsziele umfassten: Besitztitel für das Land der zusammengeschlossenen Gemeinden vom Staat erwirken, sich für Schutz und nachhaltigen Umgang mit den natürlichen Ressourcen einsetzen und den Bewohnern der Mitgliedsgemeinden Zugang zu Fortbildungsmaßnahmen in verschiedenen Bereichen ermöglichen. Allerdings konnten die meisten Dörfer ihr Land bisher nicht titulieren lassen, da sie innerhalb oder am Rand der Naturschutzzone liegen. Auch wenn eine nationale Gesetzgebung die Titulierung kommunalen Landes für Indigene ermöglichte, berief sich die peruanische Regierung in diesem Fall darauf, dass Schutzgebiete öffentliche und damit staatliche Zonen seien, in denen keine privaten Titel zugeteilt werden könnten.

Finanziell unterstützt wurde der Zusammenschluss bei seinen Aktivitäten bis 2003 von ausländischen Geldgebern, die ein Umweltschutzprojekt in Pacaya Samiria durchführten. Dieses zielte auf die Einbindung lokaler, indigener Akteure in Pflege und Schutz des Nationalparks ab. Allen bisherigen Prä-

sidenten, so erläuterte mir Manuel, seien die Besuche der Mitgliedsgemeinden und Reisen nach Iquitos immer von Seiten der Entwicklungsorganisation bezahlt worden. Überhaupt sei das meiste Geld in die beiden Dörfer investiert worden, aus denen der Vorstand kam. Das habe bei der letzten Wahl im Herbst 2003 dazu geführt, dass die anderen Mitgliedsgemeinden einen Wechsel des Sitzes der Direktive und dessen Dezentralisierung einforderten: Nun kämen die zehn Ressortchefs, der Vizepräsident und er selbst alle aus unterschiedlichen Gemeinden. Er habe nie im Sinn gehabt, Präsident der Organisation zu werden. An der letzten Versammlung, sechs Monate vor meiner Ankunft, nahm Manuel in seiner Funktion als Dorfvorsteher seiner Gemeinde teil. Ganz überraschend hätten ihn einige der Anwesenden jedoch als dritten Kandidaten bei der Wahl aufgestellt. Manuel gewann. Einer der Gründe für seinen Erfolg sei gewesen, dass er noch ein paar Worte Cocama spreche. Nun gäbe es aber keine Gelder aus dem Entwicklungsprojekt mehr, und er wisse nicht, wie er die Mitgliedsgemeinden besuchen solle. Auch ein Treffen der Direktive sei noch nicht zustande gekommen, denn die Ressortchefs würden sich nur aus ihren Dörfern wegbewegen, wenn er ihre Reisekosten abdecken könne. Doch seine diesbezüglich beim Bürgermeister des Distrikts eingereichten Gesuche wären bisher erfolglos gewesen, er werde immer mit leeren Versprechungen abgefertigt. Deshalb habe er jetzt angefangen, den Bürgermeister zu imitieren und die Gemeinden auf die gleiche Art zu vertrösten. Wie solle er aber auch selbst die Reisen finanzieren? Er sei froh, seine Familie ernähren zu können. Wenn er für die Organisation tätig würde, läge derweil seine Arbeit brach und keiner aus den Mitgliedsgemeinden käme für eine Entlohnung seiner Tätigkeit auf. Im Gegenteil: Alle würden glauben, er bekäme Gelder von den Entwicklungsorganisationen und würde diese in die eigene Tasche stecken. Sie forderten von ihm, dass er Projekte besorge, schloss Manuel seinen Bericht ab.

Bereits am selben Nachmittag machten wir uns zu einem Besuch der Nachbargemeinde auf, die eine halbe Stunde Fußmarsch von Manuels Siedlung entfernt liegt. Aus der Gemeinde stammte der aktuelle Vize-Präsident des regionalen indigenen Dachverbandes sowie eine consejera regional³. Beide lebten inzwischen in Iquitos. Die consejera arbeitete innerhalb der Verwaltungsstrukturen der regionalen Regierung, der Vize-Präsident des regionalen Dachverbandes im Büro der Organisation. Die Dorfbewohner schienen jedoch von beiden Personen gleichermaßen enttäuscht – sie hatten sich von ihnen Unterstützung für ihre Gemeinde versprochen. Zum Beispiel warteten sie schon seit Monaten vergeblich auf den Bau einer neuen Grundschule, die ihnen von der Regionalregierung zugesichert worden war. Am Tag unseres Be-

3 Dt. »Mitglied des Regionalrats«; politisches Amt innerhalb der staatlichen Strukturen auf regionaler Ebene.

suches kam die consejera zufällig für einen Wochenendbesuch nach Hause. Einige Tage zuvor hatte ich sie bereits in Iquitos in ihrem Büro besucht: »Von den Dorfbewohnern werde ich vor allem nach Projekten und nach persönlichen Darlehen gefragt. Man sagt mir immer: Wir haben deine Kandidatur unterstützt, damit du dich für uns in Iquitos einsetzt«, erzählte sie mir. »Aber ich kann nicht direkt über Gelder verfügen. Das verstehen die Dorfbewohner nicht.« Als sie in ihrer Heimatgemeinde eintraf, rief sie Manuel zu sich heran: »Komm in mein Büro nach Iquitos und ich unterstütze dich. Allerdings nicht mit Geld.« Auch Manuel musste sich in der von ihm und vom Dorfvorsteher einberufenen Versammlung gegen die verbalen Angriffe der Einwohner des Ortes verteidigen. Sie kritisierten ihn, weil er in seiner bisherigen Amtszeit noch keinerlei Aktivitäten in die Wege geleitet hätte. Auch beschwerte man sich über die regionalen und nationalen Vertreter: »Wir wissen nicht, wer uns gerade auf nationaler Ebene vertritt. In der regionalen Organisation kennen wir den Vize-Präsidenten, aber auch nur, weil er aus unserem Dorf stammt.« Am Anfang habe man geglaubt, so erläuterte mir ein Teilnehmer nach der Versammlung, dass man durch die Organisation viele Vergünstigungen erhalte und ein besseres Leben führen könne. Aber diese Hoffnung würde sich wohl nur erfüllen, wenn sich ein Präsident finden ließe, der es schaffe, an alle zu denken und den Egoismus zu überwinden: »Ein guter Führer ist einer, der sich für seine Leute einsetzt und weiß, wie man Dinge organisiert.«

Immer wieder rechtfertigte sich Manuel: Er erläuterte, wie er sich bisher vergeblich um finanzielle Unterstützung für eine Versammlung mit seinen Ressortchefs bemüht habe, wie er dabei von den entsprechenden Regierungsstellen hingehalten oder zurückgewiesen wurde. Er verwies auf die in seinen Augen miserable Lage des regionalen Dachverbandes, von dem auch keine Unterstützung zu erwarten sei: »Besucht das Büro in Iquitos und ihr werdet sehen, wie es dort aussieht. Es ist alles total verlassen!« Mir erzählte Manuel von seiner Teilnahme an einem Arbeitstreffen der regionalen Organisation, das im Januar stattgefunden hatte. Zusammen mit acht weiteren Präsidenten verschiedener Föderationen hätten sie im Büro des Dachverbandes gesessen und auf den Vorstand gewartet. Der Vize-Präsident sei erst am späten Nachmittag erschienen, der Präsident überhaupt nicht. Wofür habe man sie dann nach Iquitos gerufen? Jetzt habe man sich auf ein Treffen im Mai geeinigt, um Neuwahlen abzuhalten. Dann erläuterte mir Manuel seine eigenen Arbeitspläne: Er wollte am Hafen seiner Gemeinde ein neues Büro für die Organisation bauen. Außerdem wollte er Fortbildungsmaßnahmen für Jugendliche erwirken. Sie sollten darin ausgebildet werden, wie man eine Organisation leitet.

Nach dem Abendessen ging Manuel ins Dorf, während ich mit seiner Frau Soledad in der Küche zusammensaß. Sie erzählte mir, dass ihr Mann auch bereit gewesen wäre, in das Dorf zu ziehen, in dem bisher das Büro ihres Zu-

sammenschlusses war. Natürlich wären sie und die Kinder mitgegangen. Der Ort gefalle ihr sehr gut und außerdem unterstütze sie die Aktivitäten ihres Mannes. Das sei allerdings nicht selbstverständlich, viele Frauen hätten etwas dagegen, dass ihre Männer für die Organisationen arbeiteten. Sie wollten nicht, dass diese ständig unterwegs waren und weder auf dem Feld mithalfen, noch zur Jagd oder zum Fischfang gingen. Solange die Männer wenigstens Geld mit nach Hause brächten, wäre der Ausfall der Arbeitskraft noch zu verschmerzen. Aber diesbezüglich habe Manuel bisher kein Glück bei seiner Organisation gehabt. Dennoch würde sie ihren Mann immer ermutigen, sich einzusetzen: »Du wirst schon noch deine Chance bekommen, sage ich ihm, wenn er mutlos ist. Und habe ich nicht von deiner Ankunft geträumt?« fügte sie schmunzelnd hinzu.

Die Besuche in den anderen Mitgliedsgemeinden des Zusammenschlusses, die Manuel und ich in den nächsten Tagen unternahmen, liefen nach ähnlichem Muster ab wie das Treffen im Nachbardorf. Inzwischen hatten wir uns jedoch geeinigt, dass ich Manuel die Schifffahrt nach Iquitos bezahle, damit er dort bei Behörden und Organisationen vorstellig werden konnte. Dies benutzte er in den jeweils einberufenen Dorfversammlungen: Er nannte den genauen Betrag, den ich ihm zahlen würde und betonte, mit dieser Unterstützung könne er nun endlich die anstehenden Aufgaben erledigen. Die miss-träuischen Fragen an Manuel rissen dennoch kaum ab: »Die Organisation besitzt doch Geld, was ist damit passiert?« schlug es ihm allorts entgegen. Nur in den Mitgliedsgemeinden, aus denen die ehemaligen Repräsentanten der Organisation kamen, blieben ihm diese Fragen erspart. Dort präsentierte man mir stattdessen den öffentlichen Fernsehraum, die Herberge und das Modellschulungszentrum für zweisprachige Lehrer – Projekte, die von ausländischen Geldgebern finanziert worden waren. Manuel wurde ermahnt: »Komm uns öfter besuchen und berate dich mit uns. Wir haben Erfahrung in der Organisation«. Er konterte: »Gerne würde ich von euch lernen. Aber was ist zum Beispiel mit den Aktenordnern, die ihr mir gegeben habt? Die waren leer. Was ist mit dem Motorboot, das der Organisation gehört? Das war kaputt, als ihr es mir gegeben habt.«

Auf den langen Bootsfahrten zu den einzelnen Mitgliedsgemeinden des Zusammenschlusses erläuterte mir Manuel ausführlich die Herausforderungen, denen die indigenen Organisationen und er als Präsident eines solchen Verbandes seiner Meinung nach gegenüberstanden: »Den meisten von uns fehlt das Bewusstsein für den Wert unserer Kultur. In meinem Dorf zum Beispiel wollen viele wie die Mestizen sein. In anderen Dörfern, die innerhalb des Naturschutzgebietes liegen, gibt es mehr Bewusstsein. Deshalb läuft dort vieles besser: Eines der Dörfer wurde zum Beispiel vom Projekt begünstigt und außerdem gibt es Einnahmemöglichkeiten durch den Tourismus. Wir müssen uns wieder mehr auf unsere Geschichte, also die der Coca-Cola-

milla, besinnen. Die Welt schaut auf die indigenen Völker und bewundert sie für ihre Jahrtausende alten Kulturen, für ihre enge Verbindung mit der Natur. Es gibt Gesetze für die Rechte indigener Völker, die müssen wir studieren. Wir müssen uns gegen den Staat wehren, gegen diejenigen, die unsere Kultur missachten. Du hast mir von einem indigenen Forum an der UNO erzählt, da müssen wir unsere Probleme darstellen und Hilfe erbitten. Als Präsident einer Organisation muss man über diese Dinge Bescheid wissen und seine Leute informieren, sich für sie einsetzen. Für mich ist es schwierig, ich muss erst noch die richtigen Personen kennen lernen.«

